

ROBERTO SIMANOWSKI

Erinnern und Vergessen im Netz

Dass Erinnern und Vergessen immer auch eine Frage der erreichten Medienentwicklung ist, betont schon Sokrates im *Phaidros*-Dialog. Die Schrift, so liest man, werde Vergessenheit in den Seelen derer schaffen, die sie lernen, denn sie werde zur Vernachlässigung des Gedächtnisses führen. Sokrates führte noch etwas gegen die Schrift ins Feld, das Schweigen geschriebener Wörter:

fragst du sie etwas, herrscht würdevolles Schweigen [...] Und jedes Wort, das einmal geschrieben ist, treibt sich in der Welt herum, – gleichermaßen bei denen, die es verstehen, wie bei denen, die es in keiner Weise angeht, und es weiß nicht, zu wem es sprechen soll und zu wem nicht. Wird es mißhandelt oder zu Unrecht getadelt, dann bedarf es des Vaters immer als Helfers; denn selber hat es sich zu wehren oder sich zu helfen nicht die Kraft.¹

Die Argumentation verfängt sich in einem Widerspruch, der ihrer Überlieferung inhärent ist: Während Platon noch vom Hören-Sagen den Zugang zu Sokrates hatte, hat ihn die Nachwelt nur über Platons Niederschrift, die im dialogischen Stil freilich noch die Mündlichkeit in die Schrift hinüberzuretten versucht. Gewiss, das Wort könnte, ohne den Schutz des Vaters, mißhandelt sein und neben Platon schiebt sich als Täter möglicherweise auch noch der Übersetzer zwischen uns und Sokrates. Aber das ist immerhin ein überschaubarer Personenkreis; für alles Folgende gibt es die sichere Grundlage des Niedergeschriebenen. Die Schrift erlaubt, wie Platons Sokrates König Thamus Theuth entgegen lässt, keine direkte Reaktion und keine Reaktion auf die Reaktion. Sie ermöglicht aber eine Reaktion aller nachfolgenden Leser auf einen gesicherten Ausgangstext und dies naturgemäß noch, wenn dessen Vater (und Vermittler) schon lange Zeit nicht mehr unter den Sprechenden weilt. Mag das geschriebene Wort auch keine Rückfragen beantworten können, sein Schweigen legt doch Spuren weit über Raum und Zeit seines Ursprungs hinaus. Es gibt, wie Hans-Georg Gadamer festhält, einen methodischen Vorrang der Schrift gegenüber der lebendigen Rede, „sofern die Eingrabung von Spuren, wie sie die Zeichen der Schrift vor denen der verhallenden Rede voraushaben, einen Weltaspekt von eige-

¹ Platon: *Phaidros* 274c-278b, Übersetzung von Edgar Salin.

nem Realitätsdrang repräsentiert.“² Anders formuliert: Erst durch die Fixierung in der Schrift können Zeichen auf Zeichen bzw. Texte auf Texte antworten, womit schließlich eine Reflexivität Einzug hält, die im mündlichen Kommunikationsprozess so nicht angelegt ist. Diese Spuren führten zu einem regelrechten Stimmengewirr spätestens seit der Buchdruck für die entsprechende Verbreitung des geschriebenen Worts sorgte, und zu dem, was heute öffentlicher Diskurs und scientific community genannt wird.

Mit diesem Stimmengewirr hat das Schweigen freilich kein Ende. Hinter den öffentlichen Verlautbarungen steht die „Polizei des Diskurses“, um mit externen und internen Mitteln die Erteilung der Sprecherelaubnis zu regeln.³ Dies war mit der Etablierung der bürgerlichen Öffentlichkeit schon recht liberal – verglichen mit den Zeiten vor Luthers Bibelübersetzung etwa –, aber insgesamt blieb es, mit Foucault, bei der „Verknappung der sprechenden Subjekte“. Und die sprechenden Subjekte waren wiederum ‚verknappt‘ durch verinnerlichte Methoden des Sprechens. Gewiss, in einer gut funktionierenden Demokratie gibt es auch immer Orte, an denen das widersprechende Sprechen sich Gehör verschaffen kann. Aber diese Freiheit bedeutet nicht die Befreiung von der Diskurspolizei, sondern deren Vervielfältigung. Lektoren und Ansichtsrichtungen gibt es auch auf der anderen Seite, der andere Ort regelt nur die Zugangsbarrieren anders. Der einzige Ort, der die Barrieren im Sinne der diskursiven Polizei ganz aufgibt, ist das Internet.

Mit dem Internet ist eine neue Qualität des Redens eingetreten. Die Gründung einer Online-Zeitung kostet kaum noch mehr als das Taschengeld und vollzieht sich unter Umgehung aller Zugangsbarrieren, die über Taschengeld und die Einarbeitung in HTML-Editoren hinausgingen.⁴ Die Folgen dieser Polizeilosigkeit bzw. *Disintermediation* für den

² Gadamer 1983, 10.

³ Foucault 1981 hat die Kontrolle, Organisation und Kanalisierung der Produktion des Diskurses am prägnantesten in seiner Inauguralvorlesung am Collège de France *Die Ordnung des Diskurses* erörtert. Er nennt als externe Prozeduren der Reglementierung die Tabuisierung bestimmter Gegenstände bzw. die Begrenzung der Thematisierung auf bestimmte Situationen und Sprecher („Verknappung der sprechenden Subjekte“), als interne Prozeduren werden Klassifikations-, Anordnungs- und Verteilungsprinzipien markiert, die die Konstruktion neuer Aussagen durch „ein Bündel von Methoden, ein Korpus von als wahr angesehenen Sätzen, ein Spiel von Regeln und Definitionen, von Techniken und Instrumenten“ (22) steuern.

⁴ Welche Konsequenzen die veränderten Zugangsbedingungen haben können, wurde klar, als Matt Drudge gegen den Willen der Medienriesen den Lewinsky-Clinton-Fall am 17. Januar 1998 auf seiner Homepage veröffentlichte und somit die etablierten Medien in Zugzwang brachte.

Qualitätsnachweis des Publizierten liegen auf der Hand;⁵ ebenso aber auch der demokratische Aspekt dieser Entwicklung, die das öffentliche Zur-Sprache-Kommen nicht mehr an wie auch immer legitimierte Schiedsrichter und ‚Türsteher‘ bindet, sondern allein an den ökonomischen Faktor. Natürlich ist in Betracht zu ziehen, dass nur die technologisch entwickelten Staaten und selbst hier nicht alle Personen Zugang zum Netz haben.⁶ Aber dies trifft ebenso für den Zugang zu Büchern und anderen Informationsquellen zu, und zumindest in den entwickeltesten Staaten besteht allgemein die Möglichkeit für relativ wenig Geld – an Universitäten und in öffentlichen Bibliotheken auch kostenlos – das Internet als öffentliches Forum und Ort der eigenen Präsentation zu nutzen.

Das Internet durchbricht das Schweigen aber auch in der Hinsicht, dass das Wort wieder Fragen beantworten kann. Das ist durch Leserbriefe und Entgegnungen auf Entgegnungen (Schriften auf Schriften, Bücher auf Bücher) in gewisser Weise immer auch in den Printmedien der Fall gewesen. Diese Praxis ist jedoch nicht vergleichbar mit der im Internet, wo Foren und E-Mails einen unmittelbaren Dialog zu den publizierten Beiträgen gewährleisten und Chaträume sowie MUDs die Echtzeitkommunikation mündlicher Sprache auf der Basis der Schrift erlauben. Darüber hinaus ermöglicht die Auswertung der Zugriffsstatistiken sogar wieder den Vorausblick auf die Adressaten, den Platon Sokrates für die mündliche Kommunikation so bezeichnend fand.

Ist das Internet also eine Lösung jener Probleme, die Sokrates/Platon mit dem Aufkommen der Schrift sah? Oder ist es eher deren Verstärkung? Wie verhält sich das Internet zum Erinnern? Fördert oder behindert es das kollektive Gedächtnis? Ich werde diese Fragen zunächst allgemein im Hinblick auf das Verhältnis digitaler Technologien zum Erinnern und anschließend anhand zweier Internet-Projekte diskutieren

⁵ Zu den Folgen der *Disintermediation* (Verlust der Mittelsmänner) und des „Drudge-Faktors“ für die Nachrichtenberichterstattung vgl. Shapiro 1999, 133-141.

⁶ Vgl. dazu die Berichte der National Telecommunications and Information Administration (NTIA): *Falling Through the Net: Defining the Digital Divide* (www.ntia.doc.gov/ntiahome/digitaldivide) (alle URLs wurden im Oktober 2002 geprüft).

I. Archivierung digital

Was die Funktion des Internet bzw. der digitalen Medien insgesamt als Speichermedium betrifft, so ist sowohl eine archivistische Unter- wie Überfunktion zu konstatieren. Die archivistische Unzuverlässigkeit besteht in der Manipulierbarkeit und Kurzlebigkeit der gespeicherten Daten, die archivistische Überfunktion im Verlust des Raumes, der nicht Archiv ist.

Die Manipulierbarkeit des Gespeicherten besteht natürlich zunächst ganz einfach darin, dass dem Nutzer durch bestimmte Zugangsangebote versprochen wird, die Unübersichtlichkeit des gespeicherten Wissens zu ordnen. Walther Zimmerli betont diesen Aspekt und beklagt zu recht, dass Unternehmen der Informationstechnologie, die sich zwischen Wissen und ‚Verbraucher‘ stellen, immer mehr Macht, auch zur Manipulierung des Wissenszugangs, erhielten.⁷ Damit ist freilich nicht gesagt, dass Wissenszugang bisher frei von Manipulation gewesen wäre, aber doch, dass traditionelle Unternehmen der Informationverwaltung und -steuerung – Printmedien, Schulen –, ihre gut zweihundert Jahre alte Vormacht endgültig an eher kommerziell als ideologisch ausgerichtete Unternehmen verlieren.⁸ Es ist fraglich, ob das Paradigma des Kommerzes, das eine Ideologie der Unterhaltung ist, die bessere Alternative darstellt.

Eine andere, ganz neue Möglichkeit der Manipulation liegt darin, dass mit der digitalen Speicherung Daten noch über ihre Veröffentlichung hinaus verändert werden können. Das Umschreiben des Aufbewahrten ist dabei viel leichter und unbemerkter möglich als das in Orwells Roman *1984* vom „Ministerium der Wahrheit“ angeordnete. Der Besitz des Passwortes für den Server genügt, um alles, was schon dem Publikum zugänglich gemacht wurde, ohne dessen Wissen und Bemerkten zu ändern. Da die digitale Speicherung kein materielles Substrat erfordert wie etwa Papier oder eine magnetische Platte, können, im Gegensatz zum traditionellen Palimpsest, Überschreibungen auch nicht mehr zutage gefördert werden. Die einzige Spur liegt auf den Festplatten der Leser, die ein Dokument heruntergeladen haben und so eine kollektive Rekonstruktion des Ausgangstextes und seiner verschiedenen Veränderungsstufen ermöglichen. Insofern kann die Schrift zwar als bestimmte 01-Folge (das ‚Schwarz auf Weiß‘ der digitalen Kommunikation) nach Hause ge-

⁷ Walther Zimmerli: Durch das Internet verlieren wir unser Wissen, in: SPIEGEL ONLINE am 28. 12. 99 (www.spiegel.de/netzwelt/netzkultur/0,1518,57918,00.html).

⁸ Zur Bedeutung der Wissenssteuerung (v. a. durch das Schulsystem und die Printmedien) für die Etablierung ideologischer Konstrukte wie den Nationalismus vgl. Gellner 1995; Anderson 1996. Zur weiteren Diskussion dieses Zusammenhangs vgl. Simanowski 1998.

tragen werden, bleibt damit aber trotzdem so unverbindlich und auf die Zeugenschaft anderer Rezipienten angewiesen, wie das in oraler Kommunikation Vermittelte. Der Unterschied zur Manipulation des kollektiven Erinnerns in 1984 besteht freilich darin, dass es im Internet kein Manipulationsmonopol mehr gibt. Die Manipulation ist im Post-Printzeitalter zweifellos leichter möglich als zuvor, aber sie ist *jedem* möglich. Dieser Unterschied nimmt der Intensivierung der Lüge wieder die Wirkung, denn er empfiehlt zu einem generellen Misstrauen in die Schrift. Gewinnt die digitale Schrift Kennzeichen der oralen Kommunikation wie den Echtzeitdialog zurück, so verliert sie das einst genuine Merkmal externalisierter Zeitlichkeit und materieller Dauer, auf das sich die Verlässlichkeit des Geschriebenen und damit dessen geschichtliche Zeugenschaft gründete.

Eine dritte Facette der archivischen Unzuverlässigkeit wird darin gesehen, dass die gespeicherten Daten nicht sicher sind und entweder recht schnell unzugänglich werden oder durch Viren löschar sind. Diese Angst ist berechtigt, resultiert zu einem gewissen Grad aber auch aus der Undurchschaubarkeit des ganzen Prozesses. Mit kühlerem Blute weiss man, dass es Schutz gegen Viren gibt, so wie man die papierenen Übertragungsmedien vor Feuer und Wasser schützen kann, und sei es dadurch, dass genügend Kopien angefertigt werden. Was die Unzugänglichkeit der Daten betrifft, ist zunächst an das Verschwinden von Websites zu denken. Dies ist einerseits nur eine andere Folge der Tatsache, dass noch über den Moment der Veröffentlichung hinaus Zugriffe auf das Veröffentlichte möglich sind. Andererseits spiegelt sich darin die spezifische mediale Konstellation: Die Zeichen auf dem Screen sind Daten, die irgendwo auf einem Server lagern und im Moment des Besuchs einer Website auf den Screen des Users gerufen werden (eine Art ‚Print‘ on Demand, dessen Ergebnis sofort wieder von seiner Quelle getrennt ist). Die öffentliche, sichtbare Existenz der Information ist immer eine vorübergehende, die spätestens mit der nächsten Stromunterbrechung endet. Nicht nur der Autor, auch der Provider einer Website kann diese jederzeit wieder der Öffentlichkeit entziehen. Das Archiv Internet ist nichts Dauerhaftes, sondern, um eine Formulierung Ernest Renans über die Nation zu benutzen, ein tägliches Plebiszit, und damit genaugenommen kein Archiv mehr.⁹

⁹ Auf dieses Plebiszit verlässt sich ein Erinnerungsprojekt wie www.millennium-postbox.de verständlicherweise nicht, das vom 23. 9. bis 31. 12. 1999 Briefe und Emails sammelte, um sie Silvester 1999 in einem Edelstahlbehälter in der historischen Innenstadt von Rottweil für die Nachwelt in den Boden zu lassen. Eine Gedenkplatte erinnert an den Schatz, der nach hundertjährigem Schlaf geborgen werden soll, und der zwar mit Hilfe des delokalisierten Internet zusammengetragen, vor diesem dann aber in die Erde

Neben diesem Aspekt der Datenunsicherheit gibt es die Kurzlebigkeit des Speichermediums, denn durch die kurzen Produktzyklen in der Informationstechnik veralten Hard- und Software rasch, was dazu führt, dass vorgestern gespeicherte Daten (etwa auf einer Floppydisk) heute nicht mehr gelesen werden können.¹⁰ Hier ist abzuwarten, ob sich schließlich maschinenunabhängige Standardformate durchsetzen, die fallen zu lassen kein innovationsversessener Entwickler sich wird leisten können.¹¹ Eine aufwändigere Form der Datenrettung ist die Verdoppelung des Archivs: die Archivierung auch der Technologie der Archivierung. Der *Zeichenträger* wird somit selbst zum Zeichen, das Archiv verliert einen seiner Außenbereiche¹² und ist implizit immer auch einem Archiv der Technikgeschichte.

Außerhalb des verdoppelten Archivs bringt das Problem der raschen Technologieentwicklung einen interessanten Nebeneffekt mit sich. Da die Hard- und Software der jeweils aktuellen Generation zumeist auch die mit der Technologie der letzten (und vorletzten) Generation gespeicherten Daten noch entziffern kann und bei dieser Gelegenheit zugleich in das neue Format transformiert, besteht im Grunde keine Gefahr für all jene Dateien, die von Zeit zu Zeit aufgerufen werden. Das heisst, es besteht keine Gefahr für jene Teile des Bewahrten, die durch fortlaufende Aktivierung Notwendigkeit und Würdigkeit ihres Erinnertwerden nachweisen. Man könnte es einen ‚hypomnesischen Darwinismus‘ nennen, der zugleich wie die Antwort der Technik auf das von ihr verursachte Problem der archivischen Überfunktion wirkt.

Der Computer, ob offline oder online, ist ein fotografisches Gedächtnis, insofern er alles festhält, worauf das ‚Okular‘ zeigt. Jedes „Hallo“ in einer Mailinglist, jede Meldung in einer Chatgroup kann verlustfrei gespeichert werden. Diese Perfektion der Aufzeichnung erhöht das banale Ereignis gleichsam in den Rang einer Botschaft. Zugleich vernichtet die verlustfreie Speicherung aller Daten deren spezifische Qualität als ‚sehr gut‘ bis ‚gar nicht‘ erinnerbar, die das menschliche Gedächtnis dem Erinnerungstoff performativ zuschreibt. Dieser Vorgang trifft freilich für alle materialisierenden Speichermedien zu; und im *Phaidros*-Dialog hatte die Abwehr der Schrift als externalisiertes Gedächtnis (hypopmnésis) ja genau diese Sicherung des eigentlichen Erinnerns (mnéme) zum Ziel. Das gedächtnisenthobene Speichern wird mit den digitalen Medien, und

des konkreten Ortes gerettet wurde. – Zu Renan vgl. auch den Beitrag von O. Karitzki in diesem Band.

¹⁰ Vgl. Zimmer 1999, 45f.

¹¹ So schließlich auch die Vermutung Dieter E. Zimmers, ebd., 46.

¹² Zu den Außenbereichen des Archivs vgl. Groys 2000, 19.

vor allem dem Internet, allerdings potenziert, weil hier gar nicht mehr erst der Aufwand der Archivierung betrieben werden muss: Der Kommunikationskanal selbst ist schon das Archiv. Das digitale Archiv verliert auch seinen zweiten Außenbereich: den profanen Raum der nicht archivierten Zeichen.¹³ Das Internet schafft faktisch eine Situation vergleichbar der, als wäre alles, was schriftlich vorliegt, damit auch schon Bestandteil des Archivs.

Diese Situation bedeutet, dass die Auswahlkriterien entfallen, die die Inhalte der Archive bisher immer bestimmt haben. Das Sammeln solcher Internet-Plattformen wie *Google.com* oder *Archive.org*, die fast das ganze Internet kopieren und Suchenden Websites noch nach deren Entfernung durch ihre Betreiber aus dem eigenen Archiv zugänglich machen, verläuft gegenstandsneutral und frei von diskursiver Macht; wie Wolfgang Ernst für die Mechanisierung des Speicherns formuliert: es werden Serien gebildet, statt Geschichten erzählt.¹⁴ Die Machtfreiheit drückt sich auch darin aus, dass etwa bei *Archive.org*, das seit 1996 Websites speichert – im Oktober 2002 waren es 10 Milliarden mit insgesamt 100 Terybyte Datenvolumen – jeder (s)eine Website zur Aufnahme ins Archiv anmelden kann und zugleich Autoren archivierter Internet-Dokumente die Löschung dieser aus dem Archiv verlangen dürfen. Eine Archivierung des Internet wie *Archive.org* ist allerdings nicht nur eine Kopie des Internet, sondern auch seiner Geschichte, denn es bewahrt Websites auf, die im Netz gar nicht mehr oder nun mit ganz anderem Design zu finden sind. Zugleich negiert dieses Archiv das klassische Archiv, da es seine Gegenstände nicht aus der Post Festum-Perspektive selektiv aufnimmt, sondern zum Symbol des Speicherns an sich wird. „Mit dem Internet“, so kennzeichnet Ernst die Sachlage, „wird diese Nachträglichkeit [des Speicherns] als Bedingung jeder emphatischen Geschichtsphilosophie gegen Null verkürzt.“¹⁵ Das Internet ist nicht nur die Verdoppelung des herkömmlichen Archivs, sondern auch dessen Vernichtung.

Archive ohne Klassifikation sind Erinnerung ohne Ethik, insofern die gezielt geteilte Erinnerung (etwa des Holocaust oder des Genozids in Ruanda) die Grundlage einer moralischen Gemeinschaft der Menschheit ist.¹⁶ Wird Vergangenheit wahllos aufbewahrt und vollständig verfügbar,

¹³ Vgl. ebd. Dass das Archiv schon immer ein viel engeres Verhältnis zum Raum des Profanen hat als das Museum, ändert nichts an der beschriebenen Verschiebung hin zu einer weitgehenden Aussetzung quantitativer und qualitativer Regulierungsregeln der Archivierung.

¹⁴ Vgl. Ernst 2002, 118.

¹⁵ Ebd., 74.

¹⁶ Vgl. Margalit 2000.

verliert sie ihren Bezug zum Erinnern. Sie hat weder individuellen Wert, noch kann sie in den Dienst eines kollektiven oder gar kulturellen Gedächtnisses treten. Der Fortfall der Auswahlkriterien ist der Fortfall des identitätskonkreten, konstruierenden, reflexiven Erinnerns. Ohne bestimmte Erinnerungshorizonte, ohne einen Kanon des Erinnerungswürdigen, gibt es schließlich auch keine ‚strukturelle Amnesie‘, die das Erinnern nur des wirklich Benötigten regelt und damit die Bewahrung von ‚Systemidentität‘ (Luhmann) sichert. Wie schon erwähnt, bedeutete mediengeschichtlich bereits die Schrift das Ende der traditionellen Erinnerungsökonomie und damit auch eine Umarbeitung und letztlich Aufweichung des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses. Aber die strukturelle Amnesie wirkte in diesem Falle immerhin fort, indem die Unterscheidung Bewahren/Löschen zur Unterscheidung Gebrauchen/Nicht-Gebrauchen verschoben wurde, also „vom Problem der *Wissenstradierung* zum Problem der *Wissensorganisation*“.¹⁷ Mit dem Internet entsteht ein Medium der vollständigen Speicherung, das sich gerade durch die Abwesenheit solcher Wissensorganisation auszeichnet. Im dadurch entstehenden Kampf um die Aufmerksamkeit der Nutzer entwickeln sich freilich neue Phänomene des nachträglichen Strukturierens und Ordners, wie sie Zimmerli im erwähnten Beitrag benennt. Die Bezahlung für Toppositionen auf den Listungen der Suchmaschinen bezeugt dabei zugleich die Kommerzialisierung der Strukturierungsmaßnahmen. Das ändert jedoch nichts daran, dass das Internet insgesamt ein „Anarchiv“ ist, gekennzeichnet durch ständige De- und Rekontextualisierungen, eine „amorphe Entropiemasse“, die je nach benutztem Stichwort – „archiving on demand“ – sich immer wieder neu ordnet.¹⁸ Die Ironie liegt darin, dass die entstandene Unmöglichkeit archivischer Ordnung aus der Kybernetik herrührt, als dem Versprechen absoluter Berechenbarkeit und Kontrolle.

Der angesprochene Erinnerungs-Darwinismus erscheint in diesem Zusammenhang wie die Selbstkorrektur der zugrundeliegenden Technologie: eine Rückaneignung des Erinnerten durch den andauernden Nachweis seiner Bedeutsamkeit (als dem einzig objektiven Archivierungskriterium). Die Paradoxie des Vorgangs liegt darin, dass das individuelle Erinnern auf der Amnesie der Technik aufbaut, die Aporie darin, dass auf diese Weise zugleich die banalen Daten in den aufgerufenen Dateien überleben, während zum anderen das verlorengehen kann, was

¹⁷ Pethes 2001, 571.

¹⁸ Ernst 2002, 128; 126 und 133f.

für eine gewisse Zeit so gut erinnert wurde, dass es gar nicht in den Prozess des technischen Updatings eingeladen werden musste.

Bleibt der Wert digitaler Archäologie ambivalent, so gibt es auch Stimmen, die mit Blick auf die hypertextuelle Strukturierungsform der digitalen Medien diese zum Instrument des Vergessens deklarieren. Der Vorwurf zielt darauf, dass Hypertext durch seine Linkstruktur den „eventuell vorhandenen Assoziationsreichtum in eine Dissoziationswüste“ verwandle und damit „weniger ein Denken der Vernetzung“ als das der „Verfransung“ unterstütze.¹⁹ „Die Neutralisierung der relevanzstiftenden Emphase“, so spitzt Peter Matussek zu, „macht den Hypertext zu einem idealen Instrument des Vergessens [...] im Sinne der schieren Auslöschung von Bedeutung durch Dissoziation ihrer Komponenten.“²⁰ Vorgefundenes wird vergessen, weil es gar nicht erst sinnstiftend als Erinnerungstoff formuliert werden kann. Diese Schlussfolgerung lässt außer Acht, dass der Hypertext meist nicht Sätze auseinanderreisst,²¹ sondern größere Texteinheiten dissoziiert, die in ihrer polyvalenten Zuordnung eher zu einem Bedeutungsüberschuss als zu einem Bedeutungsverlust führen. Dennoch trifft der Einwand prinzipiell, und zwar um so mehr, wenn er aus der Perspektive der Intertextualität diskutiert und festhält, dass Hypertext entgegen den verbreiteten Verlautbarungen durch seine Link-Alternativen nicht die Assoziations-Freiheit der Leser befördert, sondern einschränkt, da „die Annotationen [d. i. die Links des Autors] [...] die Konnotationen des Lesers [überschreiben].“²²

Neben Mitschreibprojekten im Internet, die sehr schön Matusseks These der relevanzenthobenen Verlinkung belegen,²³ gibt es Projekte, die sich erklärtermaßen in den Dienst des kollektive Erinnerns stellen. Zwei solcher Projekte sind Jan Ulrich Haseckes *Generationenprojekt. Ein halbes Jahrhundert im HYPERTEXT* und Guido Grigats *23:40*. Beide sammeln

¹⁹ Matussek 1999, 275.

²⁰ Ebd., 277.

²¹ Matusseks Argumentation mit dem Beispiel einer dreigliedrigen Wortgruppe („meines Vaters Bruder“) zeigt sehr plastisch, wie der Hypertext durch die isolierte Semantik seiner Komponenten deren erst aus der linearen Folge resultierende Bedeutung verpasst: „Indem sie [die Hypertextleser] per Mausklick erfragen mögen, was ein Vater oder ein Bruder ist, fällt ihnen der Onkel durch die Maschen des distributiven Lektürenetzes“ (276). Diese Annahme gilt allerdings nur bedingt für die Vernetzung auf den nächst höheren Strukturebenen der Sätze und Absätze.

²² Ebd., 275.

²³ Vgl. *Assoziations-Blaster*, wo ein Programm zwischen den eingesandten Texten automatisch Links auf der Basis der morphologischen Gemeinsamkeit der vorhandenen Wörter produziert (www.assoziations-blaster.de; vgl. meine Besprechung in *dichtung-digital* 5/1999: www.dichtung-digital.de/Simanowski/27-Okt-99).

Texte, verlinken diese aber nicht extensiv untereinander, sondern stellen sie in eine chronologische Ordnung, wobei die unterschiedlichen Zeiteinheiten zu völlig verschiedenen Ergebnissen führen: Während im *Generationenprojekt* die Jahreszahlen des 20. Jahrhunderts Orientierung und Maßstab sind, sind es in *23:40* die einzelnen Minuten eines abstrakten Tages.²⁴ Diese Erinnerungsprojekte, als Archive innerhalb des Archivs Internet, seien im zweiten Teil des Beitrags näher vorgestellt.

II. Kollektives Erinnern von unten

Haseckes erklärte Intention ist „Geschichtsschreibung von unten“: Das *Generationenprojekt* „soll zeigen, daß es neben der großen Geschichte in den Geschichtsbüchern auch die Geschichte der Menschen gibt: Der erste Kuß, Schulabschluß, neu in der großen Stadt, der Abschied - jeder von uns hat viele Erinnerungen, schöne und traurige, die es wert sind, festgehalten zu werden.“ So steht es im Editorial und vermittelt den Eindruck, als seien die Alltagserfahrungen eines Müllers hier gefragter als die Erinnerungen eines Politikers; Annales und Micro Historia gegen Ranke, das Internet als Ausbildungsort eines kollektiven Gedächtnisses ‚von unten‘.²⁵ Das scheint der generellen Abwesenheit der diskursiven Polizei im Netz zu entsprechen, und doch finden wir diese sehr schnell bei der Arbeit.

Hasecke will zwar der offiziellen Geschichtsschreibung ein im Verfahren der Oral History gewonnenes Bild gelebter Geschichte entgegensetzen, aber er richtet dieses gleich im Editorial auf jene aus. „Wie war das noch? Damals als die Mauer gebaut wurde, als der Minirock für Skandale sorgte, als die 68er auf die Straße gingen, als die RAF die Bundesrepublik terrorisierte, als Biermann ausgebürgert wurde, als Tschernobyl explodierte, als die Mauer fiel“, heisst es suggestiv, bevor die große Geschichte expressis verbis als Maßstab des persönlichen Erinnerns gesetzt werden: „Im Text sollte auf ein Ereignis Bezug genommen werden, das von allgemeiner Bedeutung war oder ist. Ihr Text kann zum Beispiel Ihre

²⁴ www.generationenprojekt.de und www.dreiundzwanzigvierzig.de

²⁵ Im *Generationenprojekt* wird, ebenso wie bei *23:40*, der Begriff kollektives Gedächtnis nicht in der von Maurice Halbwachs eingeführten Bedeutung als Langzeitgedächtnis einer Gruppe oder Nation benutzt, sondern als einfache Addition des individuellen Erinnerns, das damit freilich noch nicht zum kollektiven Erinnern im fachterminologischen Sinne wird. Die Möglichkeit eines ‚kollektiven Gedächtnisses von unten‘ – etwa als eine Variante des *kommunikativen* im Kontrast zum *kulturellen* Gedächtnis – bedürfte einer ausführlicheren Diskussion, die hier nicht zu führen ist.

individuelle Sicht auf ein großes oder kleines historisches Ereignis vermitteln oder Ihre persönliche Verstrickung in die Geschehnisse schildern.“ Die doch noch erfolgte Freistellung – „Sie können aber auch ein ganz persönliches Erlebnis schildern, das für Sie so wichtig war, daß Sie sich um die große Geschichte, die zur gleichen Zeit geschrieben wurde, gar nicht gekümmert haben“ – lässt trotzdem keinen Zweifel über die Präferenz des Projektleiters. Vor der Aufforderung, einen Text einzusenden, findet man zu jedem Jahr eine Auflistung der relevanten Ereignisse, verbunden mit einem Text Haseckes zum wichtigsten dieser Ereignisse. Alles spricht dafür, dass Hasecke wenig Interesse an den Erinnerungen eines Müllers hat, wenn darin nur die Mäuse, nicht aber die Mehlpreise, die allgemeine Wirtschaftslage und deren Veränderung durch aktuelle Kriegswirren vorkommen. „Gute literarische Texte sind immer politisch“, erklärt der Autor bissiger Kolumnen zum politischen Zeitgeschehen (www.sudelbuch.de) denn auch unumwunden im Editorial.²⁶

Das Verfahren mag als Rahmensetzung naheliegen, wirkt aber auch ein bisschen wie eine Absicherung gegen die Ungewissheiten, die aus der Geschichte von unten entstehen mögen: 1989 ohne Maueröffnung, aber mit dem ersten Kuss? 1990 ohne Wiedervereinigung, aber mit einem Abschlussball? 1991 ohne Golfkrieg, aber mit dem Umzug in die Stadt? Das *Generationenprojekt* entkommt mit seiner „Geschichtsschreibung von unten“ nicht der Geschichtsschreibung von oben, die Revolte verbeugt sich vor den alten Institutionen. Geschichte von unten bleibt es freilich auch, wenn es sich nicht um den ersten Kuss mit der ersten Liebe handelt, sondern tatsächlich Großereignisse wie Stalins Tod, die Studentenrevolte oder die Wiedervereinigung aus ganz persönlicher Perspektive erzählt werden. Die Anwesenheit der großen Geschichte hat ihren Sinn gerade unter der Perspektive der damit sichtbar werdenden Spannung zwischen den anerkannten historischen Eckdaten und den individuell wichtigen Daten der Projektteilnehmer. Erstere werden entweder durch persönliche Erlebnisse mit Leben gefüllt oder einfach übergangen und damit gleichsam in ihrer Bedeutsamkeit relativiert. Das Projekt hat eine Reihe von Beiträgen, die gerade in Hinsicht auf solch historische Eckdaten wie die Studentenrevolte, Stalins Tod oder den Mauerfall eine sehr persönliche Annäherung präsentieren. Das Verfahren der Publikation –

²⁶ Die zitierten Passagen finden sich nach dem Relaunch des Projekts nicht mehr in dessen Editorial; möglicherweise als Reaktion auf die in einer Besprechung des Projekts in *dichtung-digital* 7/1999 geäußerte Kritik [www.dichtung-digital.de/Simanowski/30-Dez-99/Generationenprojekt.htm] Die plötzliche Veränderung des Projekts und damit der Verlust an Belegstellen gehört freilich zu den Merkmalen des Mediums, die im vorliegenden Falle jedoch nicht die Diskussion des ursprünglichen Tatbestandes unterbinden soll.

eine sehr milde ‚Lektorschaft‘ durch den Projektleiter – lässt dabei interessante Einblicke in die Erinnerungs- und Schreibpraxis der Beiträger zu, etwa wenn an einer Stelle eines in der dritten Person gehaltenen Textes vergessen wurde, das ‚ich‘ als Ursprungsform des erinnernden Erzählens durch das ‚er‘ auszuwechseln.

Dennoch bleibt insgesamt die Frage, ob die eines Tages vielleicht einmal als Buch vorliegende Sammlung des *Generationenprojekts* tatsächlich Baustein eines ‚kollektiven Gedächtnisses von unten‘ sein wird oder eher das Werk eines individuell benennbaren Autors bzw. Projektleiters. Das Ergebnis wird so aussehen, wie Geschichtslehrer sich Geschichtsschreibung von unten vorstellen: aus einer individuellen, vielleicht ein bisschen verqueren, sicher auch ein bisschen falschen Perspektive, aber mit den richtigen Stichwörtern, als Nachweis auch dafür, recht erfolgreich historisch bewusste Menschen erzogen zu haben. Das Anliegen, den Erfahrungsschatz des Namenlosen der üblichen Reduktion auf Briefe und Erzählungen bei Familienfeiern zu entheben zur Mitteilung auch an die unbekannt Adressaten, wird somit ein recht unzuverlässiges Dokument hervorbringen.

Die ‚Fälschung‘ beginnt im übrigen mit ästhetischen Erwägungen. Im Hinblick auf ein anderes Schreibprojekt, den *Assoziations-Blaster*, bemerkte Hasecke einmal: „Wenn der Inhalt banal ist, und er ist es manchmal, dann ist dies eine notwendige Banalität, weil sie die Banalitäten des Netzes aufgreift.“²⁷ Das gemahnt an frühere Diskussionen um den Wert von Dokumentarliteratur und lässt auch im vorliegenden Fall die Frage nach der eigentlichen Bestimmung des Projekts stellen. Der zitierten Teilnahmebedingung, den persönlichen Bezug zur großen Geschichte aufzunehmen, folgt eine ästhetische: „Der Texte sollte eine gewisse literarische Qualität haben, so dass andere ihn gerne lesen.“ An solchen Wünschen ist nichts verwerflich, und doch stellt sich damit neben die zuvor genannte politische nun eine zweite, ästhetische Selektionsregel des Archivs *Generationenprojekt*. Aufgenommen, aufbewahrt wird, was sich inhaltlich und stilistisch gut liest. Relevanz erhält das, was relevant ist nach den Voraussetzungen dieses Projekts, wobei offenbleibt, ob diese Voraussetzungen mit Blick auf eine spätere Veröffentlichung als CD-ROM oder Buch schon den (Vermarktungs-)Gesetzen des ‚literarischen Feldes‘ (Bourdieu) geschuldet sind. Die Jahre 1989 bis 1991 in unbeholfenem Stil erzählt, ohne Maueröffnung, Wiedervereinigung und Golfkrieg, dafür voll mit persönlichen Kleinigkeiten – ein solches Erinnerungsdokument würde schnell in Vergessenheit geraten. Die andere

²⁷ Hasecke zum *Assoziations-Blaster* am 12. 10. 1999 in der Mailingliste netzliteratur.de.

Option war die Lenkung der Einsendungen zugunsten eines zwar nicht mehr ganz authentischen, dafür aber lesbaren Endergebnisses; eine Geschichte von unten und ein Resultat kollektiven Erinnerns, gewiss, aber eines, das an Hasecke vorbei musste.

Der Blick auf diese Konstellationen macht deutlich, dass auch digitale Archive der diskursiven Polizei nicht entkommen. Zwar beseitigt das Internet traditionelle Zugangsbarrieren und öffnet der Überproduktion an öffentlicher Rede die Schleusen. Aber diese Rede ist deswegen noch nicht frei von Organisation und Kanalisierung. Um den Türsteher-Topos mit dem Tatbestand des Aufmerksamkeitskampfes zu koppeln: Jeder kann im Netz sein eigener Türsteher sein – einmal abgesehen von vorgelagerten Türstehern der Provider, die Kinderpornographie und Rassismus von ihrem Server fernzuhalten haben –, aber dann muss jeder auch sein eigenes Haus, sprich: Website bauen. Um diesem Aufwand zu entgehen, der zudem nicht verlockend ist, wenn das Grundstück am sumpfigen Waldrand liegt, geht man gelegentlich freiwillig durch die Türen anderer, vorzugsweise, wenn sich diese am Marktplatz befinden. Dort gibt es zwar Regeln, die man nicht selbst verfasst hat; sofern sie moderat sind, nimmt man sie für die helle Wärme und die Gesellschaft anderer jedoch in Kauf. Man kann immer wählen, im eigenen Haus ungesehen im Pyjama zu trinken oder im Wirtshaus in Gesellschaft. Leiter kollektiver Schreibprojekte sind Wirtshausbesitzer, Archivvorsteher oder auch Götter, wie es in einem anderen Schreibprojekt unverblümt heisst.²⁸

III. Erinnern in der Warteschleife

Auch Guido Grigats Mitschreibprojekt *23:40* deklariert sich als ‚kollektives Gedächtnis‘, in das jeder seine Erinerungen einschreiben kann. Während in Haseckes Schreibprojekt Jahre mit Texten zu füllen sind, sind es bei Guido Grigat die 1.440 Minuten eines Tages, der über kein Datum verfügt. 1.440 Webseiten stehen zur Verfügung für Erinnerungen an eine bestimmte Minute, Erinnerungen in dieser Minute oder Erlebnisse in dieser Minute, die erst durch das Aufschreiben zu Erinnerungstoff

²⁸ Im Schreibprojekt *Fraktalroman* wird, vor der nicht überzeugenden Wendung am Ende, der willkürliche Machtgebrauch freiweg eingestanden: „Aufmerksam wachen die Romangötter über das fraktale Literaturuniversum. Wie in allen bekannten Welten ist ihre Rolle umstritten. Sie entscheiden, welche eingesandte Texte als Fortsetzung eingesetzt werden. Nicht objektiv. Nicht gerecht. Nicht weise. Und doch: Die Macht der Romangötter ist nicht unbegrenzt. Nur aus zugesandten Texten können sie das Neue schöpfen. Die wahre Macht ist bei den Wreadern.“ (www.fraktalroman.de/main01.htm)

werden. Das Verhältnis des Erinnerns zum Text – Ergebnis des Erinnerns oder Anlass künftigen Erinnerns – lässt Grigat offen. So hält die Titelminute Gegenwart als künftigen Erinnerungstoff fest: „Vorbei die Spätausgabe der Tagesschau, die Greuel des Tages vom Bildschirm verschwunden; die Mattscheibe: blank. Dahin die Worte des Regierungssprechers, dahin ‚wir haben doch auch eine Ethik, ein Gewissen...‘, dahin – Nachdenken...“ 68 Minuten wird ein Moment des Erinnerns an einem Ostermontag beschrieben: „Plötzlich verstummen wir (wir vier!). Alles wurstelt sich eilends aus den Küchenecken und stürzt zum Fernseher: Sie spielen das Video zu der Levi's-Werbung mit der seltsamen Frottee-Puppe und der seltsamen Techno-Dancefloor-Mucke. / Wie gebannt starren wir, alle um die 30 und schon lang nicht mehr in Sachen Disco und Stofftieren unterwegs, auf den Bildschirm. / Die Sonne macht leuchtende Vierecke auf dem Teppich. Hunde lieben diese leuchtenden Vierecke, um ein Nickerchen darin zu machen...“

Das Entscheidende an 23:40 ist jedoch, dass jeder Text innerhalb von 60 Sekunden gelesen werden muss (der Umfang wird auf maximal 200 Worte beschränkt), denn nach Ablauf der ihm zugeordneten Minute, schaltet der Computer automatisch weiter zur nächsten. Technisch gesehen ein simples Refreshing-Verfahren, das, medientheoretisch gesehen, aber völlig unser Verhältnis zur Schrift umdefiniert. Statt der gewohnten doppelten Situationsentbindung – von der Anwesenheit zur Zeit und am Ort des Erzählens – erfolgt schriftliche Kommunikation zum Teil wieder zu den Bedingungen der mündlichen. Diese Koppelung von Text und Zeit läßt sich zu einigen interessanten Effekten nutzen. Setzt jemand zum Beispiel einen langen und recht kompliziert ausgedrückten Text in den verfügbaren Zeit-Raum einer Minute, wird der langsame Leser am nächsten Tag wiederkommen müssen, um auch das Ende zu lesen. Verteilt man einen zusammengehörenden Text auf verschiedene Minuten, schickt man faktisch die Leser in einer Art Schnitzeljagd durch den Tag. Ebenso kann man, mit welcher Absicht auch immer, die Beschreibung eines Sonnenuntergangs in den Morgenstunden plazieren. Eine andere Möglichkeit zeigt der Text um 9:18, da jemand seine aktuelle Tätigkeit beschreibt:

ich mache die mailbox auf und lade die 27 mails herunter, die sich letzte Nacht angesammelt haben - einige wandern sofort in den Papierkorb [...] nur noch eine mail bleibt - der Absender ist ein Freund im fernen Wien - ich klicke drauf, denn Klicken ist der Rhythmus des VL - doch in dieser mail holt mich das RL ein: mein Freund aus der Schulzeit teilt mir in der mail den Tod meines besten Freundes mit.

Erfährt dieser Autor im VL (Virtual Life), was seinem Freund im RL (Real Life) geschah, so koppelt er dieses RL im folgenden auf raffinierte Weise ans VL seiner Leser. Denn der Minute 9:19 übergibt er nur drei Worte: „PS: RL ist SCHEISSE!“ Hinter dem kurzen (?) PS versteckt sich ein gezieltes Spiel mit der Rezeptionssituation. Wenn der Text nicht über drei Worte hinausgeht, bleibt fast eine ganze Schweigeminute für den toten Freund. Die leere Seite wird damit – als Zeit, die abgewartet werden muss – zu einer stärkeren Botschaft als der vorangegangene Ausruf. Die Abwesenheit der Schrift wird zum Text.

Neben der Verweigerung der allzeitigen Verfügbarkeit des Textes ist ein ebenso interessanter Aspekt des Projekts die Verknappung des Schreibraums, durch die 23:40 wie eine Aktiengesellschaft wirkt, in der man sich für die Gegenleistung eines Textes Platz zur Ausdehnung in Zeit und Raum erwirbt. Auf der Eingangsseite des Projekts heißt es: „Erinnerungen bewahren – einfrieren für die Ewigkeit. Und wenn nur ein Moment, eine Minute in Ihrem Leben bemerkenswert ist, hier ist der Platz, an dem er zur Erinnerung der Menschheit wird.“ Der Selbstbeschreibung als Ort des kollektiven Gedächtnisses nicht einer Gruppe oder Nation, sondern der ganzen Menschheit, mag man das Augenzwinkern des Projektleiters entnehmen. Die Paradoxie dieses Erinnerungsortes liegt nicht zuletzt darin, dass nicht das Bemerkenswerte den Zugang zum kollektiven Gedächtnis verschafft, sondern der Zugang etwas bemerkenswert macht. Das Banale, um das es sich in vielen Fällen handelt, wird zum Symptomatischen, denn wie auch immer man eine Minute besetzt, sie wird in diesem abstrakten, historisch-unbestimmten Tag der Tage fortan mit diesem Text besetzt sein.

Ein weiteres Paradox des Projekts liegt darin, dass die erschriebene Ewigkeit eine anonyme bleibt: An der Stelle der Autorennamen steht jeweils nur die genaue Uhrzeit. Das ist seltsam und konsequent zugleich, denn die leere Minute, die mit ihrem Ausruf – „Leider kann sich 23:40 zu diesem Zeitpunkt an nichts erinnern. Können Sie dem kollektiven Gedächtnis auf die Sprünge helfen?“ – und mit ihren nicht überspringbaren 60 Sekunden zum Schreiben mahnt, ist wohl ebenso Autor des resultierenden Textes wie John Cage Komponist des ‚leeren‘ Klavierstücks ‚4' 33"‘. Und da das Schweigen der Minuten durch Grigat installiert wurde, ist es konsequent, wenn im Projekt schließlich nur er namentlich erscheint. Dass der Platz, an dem man das von der leeren Minute produzierte ‚Geräusch‘ dann ‚hören‘ kann, nicht zwangsläufig der Zeitpunkt seiner Verursachung ist, empfindet man freilich als inkonsequent. Das Projekt bietet den Autoren die Freiheit, die Minute selbst zu wählen, in der der eingesandte Text zugänglich sein soll. Das bedeutet,

dass die an eine bestimmte Zeit im Projekt gebundene Erfahrung der Leere oder auch die unabhängig davon stattfindende Erinnerung nicht zwangsläufig als Erfahrung, Erinnerung dieser Zeit wirksam wird. Natürlich bleibt der Umstand, dass ein Text nur zu seiner Zeit abrufbar ist, aber der Bedeutsamkeit, der Aura der *bestimmten Minute* wird somit die vorangegangene Handlung genommen. Wenn die zeitliche Festlegung des Zugangs zum Text nur auf der Seite der Rezeption besteht, wirkt das ganze wie ein Spiegelbild ohne Original und die so faszinierende zeitversetzte Identität von Verlautbarungsanlass und Rezeptionsmoment schwindet auf die auch recht interessante, aber von Radio und Fernsehen eben auch schon reichlich bekannte Identität von Ausstrahlungs- und Rezeptionsmoment.

Das interessanteste Paradox aber liegt in der Verknappung des Schreibraums. Wenn Hasecke 23:40 wünscht: „Möge das ‚Kollektive Gedächtnis‘ nie von Alzheimer befallen werden“,²⁹ ist das zwar ein gutgemeinter, für ein Erinnerungsprojekt naheliegender Wunsch, dem man im vorliegenden Falle aber doch widersprechen möchte: Wenn 23:40 nicht vergisst, geht es, anders als Haseckes eigenes Projekt des kollektiven Erinnerns, ein. Da Mitschreibprojekte weniger ergebnis- als prozessorientiert angelegt sind und vom ständigen Rollentausch ihrer Leser-Autoren leben, fragt sich, was geschieht, wenn einmal alle Minuten gefüllt sind. Auch wenn heute gerade einmal ein Drittel der Plätze belegt ist, die Zeit wird kommen, da es nur noch zehn, fünf, zwei freie Minuten gibt. Eine Aussicht, die zu einer kuriosen Vorstellung führt: Die zunehmende Verknappung der Schreibplätze wird die freien Minuten immer kostbarer machen und einen Wettlauf derer verursachen, die die letzte Gelegenheit ergreifen wollen. Nie war das Projekt mehr in aller Munde als in seinen letzten Augenblicken, niemals war es mehr Projekt; und niemals war es stärker Lotterie als jetzt, der Hauptpreis diesmal: eine leere Seite. Schließlich ist auch die letzte Fläche vergeben. Freude unter den Teilnehmern, aber sehr schnell auch, und auch sehr viel stärker, der Schrecken des Never More! Werden die Leser nun von der vorher so beworbenen Option, Autor zu werden, Abschied nehmen und sich künftig mit der Rolle des Lesers begnügen? Oder werden sie das Projekt meiden, weil es kein Projekt mehr ist?

Ein einfacher Ausweg läge in der Schaffung neuer Schreibplätze, indem zum Beispiel jeder Minute mehrere Texte zugeordnet würden, die dann alternativ oder per Zufallsgenerator angezeigt werden. Ein raffinierterer Plan wäre der des Palimpsests. Das allmähliche Überschreiben

²⁹ Jan Ulrich Hasecke: Literatur ist Glückssache. In: SPIEGEL ONLINE 48/1999.

der Texte aus dem ersten Durchlauf würde dem Erinnerungsprojekt die zusätzliche Erkenntnis einschreiben, dass Erinnerungen konkurrieren, sich bekämpfen und sich aufheben. Als Verfeinerung der Installation könnte man den neuen, überschreibenden Texten eine beschränkte Lebenszeit geben, nach der sie automatisch gelöscht würden. Die überschriebene Fläche wäre wieder frei, aber nicht zur neuerlichen Beschriftung, sondern als Zeichen einer doppelten Erinnerung. Das Projekt hätte seine Richtung geändert und würde nun auf seine völlige Leere zusteuern, Schreiben hieße jetzt weiße Stellen zu schaffen. Das wäre nicht nur ein reizvolles Paradox; es liefe zugleich auf die individuelle Vergegenwärtigung des Erinnerungstoffes im Prozeß seiner Notierung hinaus, gerade weil der Zustand des Notiert- und Veröffentlichtseins nicht anhält. Anlass des Erinnerns wird letztlich jedoch nicht nur die eigene leergeschriebene Seite sein, sondern alle leeren Seiten, denen man begegnet. Ein Hinweis auf neu erschienene Palimpsest-Beiträge könnte sichern, dass man diese Texte lesen kann, bevor sie gelöscht werden. Danach steht die leere Seite einer bestimmten Minute für einen bestimmten, nun nicht mehr zugänglichen Text. Das Erinnern ist wieder ganz auf das Gedächtnis des Erinnernden verwiesen, kurioserweise jedoch auf der Grundlage der ursprünglich schriftlichen Form des zu Erinnernden. Eine Versöhnung zwischen Thamus und Theuth?

IV. Horror vacui und kooperative Ästhetik

Schrift ist, wie Sex, ein Mittel des Überlebens; so analogisiert Hans-Georg Gadamer in seinem bereits zitierten Aufsatz zu Schrift und Gedächtnis die Reproduktion der Spezies und des Wissens.³⁰ Schrift, zumal als Teil des kulturellen Gedächtnisses, ist ein Mittel gegen die Flüchtigkeit des Tages, eine Durchbrechung des In-der-Zeit-Seins, die den Menschen eines tieferen Sinns seiner Existenz versichert. Transzendiert das Mitschreibprojekt im Dienst des kollektiven Gedächtnisses die ephemere Verfassung des Menschen? In Anbetracht der vielen aus dem Alltag produzierten und zumeist nur den Alltag oder den Schreibmoment spiegelnden Texte mancher Projekte mag man die Banalität dessen beklagen, was da gemeinschaftlich kommuniziert wird und was „kaum mehr zu überschauen ist und für dessen Einzelheiten sich letztlich niemand mehr

³⁰ Vgl. Gadamer 1983, 16.

interessiert.“³¹ Dass die Vielzahl individuellen Erlebens und Erinnerns nicht einfach zu einem kollektiven Gedächtnis hochgerechnet werden kann, wurde schon angemerkt. Das kollektive Gedächtnis ist kein Ausdruck der Quantität, sondern der Qualität, es bezeichnet nicht die verschiedenen Erinnerungen einer Gruppe von Menschen, sondern die *gemeinsamen* Erinnerungen dieser Gruppe.³²

Die Texte solcher Erinnerungs-Projekte wie *Generationenprojekt* und *23:40* werden also nicht in ein wie auch immer zu verstehendes ‚kollektives Gedächtnis des Netzes‘ eingelagert, sondern zunächst einmal lediglich in das Archiv, das diese Projekte darstellen. Dieses Archiv ist mehr als ein herkömmliches Archiv, weil es als Gemeinschaftsprojekt funktioniert und nicht Dokumente der Zeitgenossen sammelt, sondern von den Zeitgenossen durch Einsendung von Dokumenten errichtet wird. Eher als das ‚kollektive Gedächtnis des Netzes‘ entsteht so eine *virtuelle Gemeinschaft*, der man zugehört. Und insofern diese Zugehörigkeit der eigentliche Ertrag der kollektiven Erinnerungsprojekte ist, geht es bei diesen, so die angebotene Abschlussthese, gar nicht so sehr ums Erinnern als ums Vergessen.³³

Das Grundprinzip der Mitschreibprojekte ist die Verwandlung des Lesers in den Autor, also des Spurensuchers in den Spurenleger. Ganz gleich, wie schnell diese Spuren vom ‚digitalen Sand‘ verwischt werden, nur als *Schreibender* erfährt sich der einzelne als Teil einer Gemeinschaft im Netz. Während *23:40* diese Mitgliedschaft anonymisiert, gibt es in den meisten Fällen sogar die Möglichkeit direkter Kontaktaufnahme durch das Hinterlassen von Email- oder Homepageadressen. Dieses Bedürfnis nach Gemeinschaft, die sich im Modus isolierter Vernetzung vollzieht, ist nicht wesentlich verschieden vom alten Bedürfnis der Menschen nach Geselligkeit, dessen tieferer Grund im *Horror vacui* liegt, wie ihn etwa Blaise Pascal beschrieb. Pascal war überzeugt, „daß das ganze Unglück der Menschen aus einem einzigen Umstand herrühre, nämlich, daß sie nicht ruhig in einem Zimmer bleiben können“,³⁴ denn dort lauert das Eingedenken und die Erinnerung an die eigene Sterblichkeit. Leben

³¹ Stephan Porombka, Ernst-Peter Schneck und Thomas Wegmann (o.J.): Kollaborative Autorschaft (Online-Seminar an der FU Berlin), Lehreinheit 6 (<http://userpage.fu-berlin.de/~epos/VC/autor/sem1.html>).

³² Vgl. Aleida und Jan Assmanns Betonung der „kollektiven Erfahrung großer Zeiträume“ als „zeitenthobene, gottgeschenkte Gegenwart zum Alltag“ (1983, 266).

³³ Ums Vergessen (der Vergänglichkeit) geht es aus anderer Perspektive freilich auch in traditionellen Archiven, wie Ernst 2002 erinnert: „Archive handeln vom Verschwinden; die Angst vor Verlust suchen sie durch Anhäufung von Gedächtnis zu exorzieren.“ (13)

³⁴ Pascal 1987, 139.

besteht darin, die leeren Zimmer zu fliehen und die leeren Minuten zu füllen; bestes Mittel, so Pascal, ist die Zerstreuung: „Das ist alles, was die Menschen haben erfinden können, um sich glücklich zu machen, und diejenigen, die sich angesichts dessen als Philosophen aufspielen und glauben, die Welt sei sehr wenig vernünftig, wenn man den ganzen Tag damit verbringt, einem Hasen nachzujagen, den man als gekauften nicht haben wollte, kennen unsere Natur nicht gut. Dieser Hase würde uns nicht vor dem Gedanken an den Tod [bewahren], die Jagd jedoch bewahrt uns davor.“³⁵ Pascal sympathisiert keineswegs mit dem Phänomen, das er beschreibt; er setzt an die Stelle der Zerstreuung schließlich Gott. Die Leserevolution im 18. Jahrhundert und später die Einführung des Fernsehens sorgten indes für die Perfektionierung der Zerstreuung *im* Zimmer. Man muss nicht mehr auf die Straße gehen, die Welt kommt direkt ans heimische Sofa – mit dem Internet eröffnet sich nun sogar der Weg von dort zurück in die Welt.

Teil dieser Welt sind kollektive Schreibprojekte. Und so wie es bei Pascal nicht um den Hasen geht, sondern um die Jagd, so geht es in diesen nicht wirklich um das Ergebnis, sondern um den Prozess. Der Prozess des Schreibens ist Erinnern – der Gemeinschaft, der man damit angehört – und zugleich Vergessen – der Endlichkeit und Einsamkeit des Ich. In den Schreibprojekten, auch in jenen, die programmatisch dem Erinnern dienen wollen, wird nicht für die Zukunft geschrieben, sondern für die Gegenwart. Die Erinnerungsgemeinschaften sind Zweckbündnisse, denen es in erster Linie um Zugehörigkeit geht. Deswegen sind die Archive dieser Archive – die gesammelten Texte der Vortage in kollektiven Tagebuchprojekten etwa – so wenig von Interesse: Auf das Jetzt kommt es an, ins Archiv schaut sowieso kaum jemand.³⁶

Vielleicht drückt sich in dieser Verschiebung der Erinnerungsprojekte von Zukunft und Vergangenheit auf den Moment gegenwärtiger Beteiligung schon der medienspezifische Zweifel in die Archivfunktion des Internet aus. Der konstatierte Verlust der ‚strukturellen Amnesie‘ entspricht dabei dem Prinzip der fortwährenden De- und Rekontextualisierung im Internet, die wiederum dem Verlust der *großen Erzählungen* als konstatierte postmoderne Kondition entspricht. Ohne klassifizierendes, strukturierendes Archiv ist den großen Erzählungen der Boden entzogen; ein dynamisches Archiv, das on demand immer wieder neu geordnet wird, erlaubt keine Emphase des Erzählens mehr. Ernst spricht vom „Ende des kulturellen Gedächtnisses im Netz zugunsten permanenter

³⁵ Ebd.

³⁶ In diesem Sinne Sabrina Ortmann, Organisatorin des kollektiven Tagebuchs *Tagebau*, am 29. 11. 99 in der Mailingliste *Netzliteratur.de*.

Übertragung“, mit dem kulturtechnisch bedeutungsvollen Aspekt, „dass der Begriff des Archivs damit nicht länger das geschichtsphilosophisch emphatische Gedächtnis der Vergangenheit meint, sondern ein konkret gegebenes Zeichen-, Wissens- und Begriffsrepertoire – die Bedingung für relative Gewißheit als Existenzform einer Gegenwart, die als unaufhörliche Folge von Perturbationen erfahren wird.“³⁷ Das Archiv, so scheint es, hat dem Begehren nach sich seinem anderen endlich nachgegeben und die Unordnung umarmt, zu deren Beseitigung es einst angetreten war. Seine Nutzer müssen nun lernen, sich im Labyrinth zu verirren, als „Option einer künftigen Kulturtechnik, jenseits der Archive und als Form einer Reise, deren Ziel man erst kennenlernen muss – *destinerance* im Sinne Derridas.“³⁸

Literatur

- ANDERSON, Benedict 1996: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, a. d. Engl. v. Benedikt Burkard. Frankfurt a. M./New York (zuerst: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London/New York 1983).
- ASSMANN, Aleida & Jan 1983: ‚Nachwort. Schrift und Gedächtnis‘, in: Dies.; Christof Hardmeier (Hrsg.): *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. München 1983, 265-284.
- ERNST, Wolfgang 2002: *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*. Berlin.
- FOUCAULT, Michel 1981: *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. [zuerst: Paris 1972].
- GADAMER, Hans-Georg: ‚Unterwegs zur Schrift?‘, in: Aleida u. Jan Assmann & Christof Hardmeier (Hrsg.): *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. München 1983, 10-19.
- GELLNER, Ernest 1995: *Nationalismus und Moderne*, a. d. Engl. v. Meino Büning. Hamburg (zuerst: *Nations and Nationalism*, Oxford 1983).
- GROYS, Boris 2000: *Unter Verdacht. Eine Phänomenologie der Medien*. München/Wien.
- MARGALIT, Avishai 2000: *Ethik der Erinnerung*. Max Horkheimer Vorlesungen, Frankfurt a. M.
- MATUSSEK, Peter 1998: ‚Hypomnemata und Hypermedia. Erinnerung im Medienwechsel: die platonische Dialogtechnik und ihre digitalen Amplifikationen‘, in: *Deutsche Vierteljahresschrift* 72, 264-278.

³⁷ Ernst 2002, 139 und 141.

³⁸ Ebd., 132.

PASCAL, Blaise 1987: *Gedanken*, übers. v. Ulrich Kunzmann, hg. v. Jean-Robert Armogathe. Leipzig.

PETHES, Nicolas 2001: ‚Strukturelle Amnesie‘, in: Ders. & Jens Ruchatz (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Reinbek, 570-572.

SHAPIRO, Andrew L. 1999: *The Control Revolution. How the Internet is Putting Individuals in Charge and Changing the World We Know*. New York.

SIMANOWSKI, Roberto 1998: ‚Einleitung. Zum Problem kultureller Grenzziehung‘, in: Horst Turk; Brigitte Schultze & Roberto Simanowski (Hrsg.): *Kulturelle Grenzbeziehungen im Spiegel der Literaturen, Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus*. Göttingen, 8-60.

ZIMMER, Dieter E. 1999: ‚Das große Datensterben. Vom wegen Infozeitalter: Je neuer die Medien, desto kürzer ist ihre Lebenserwartung‘, in: *DIE ZEIT*, Nr. 47 (19. 11. 1999).